



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1873

I. Die Machtstellung der Jesuiten in Italien

urn:nbn:de:hbz:466:1-11974

und daß sie dazu mit einer stachlichten Geißel so lange auf sich hineinschlügen, bis das Blut in Strömen von ihnen lief. Natürlich sammelte sich, so wie sie ein solches Spektakelstück aufführten, immer viel Volk um sie, und wenn auch Anfangs die Einen lachten und die Andern sich verächtlich oder voll Unwillen abwendeten, so machte doch diese Stimmung bald einer andern Platz, nämlich der Anstauung, wenn nicht gar Bewunderung. Die Herren Patres geißelten und züchtigten ja ihren Leib so sehr, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, — mußte man sie also nicht für angehende Heilige halten? Sie verletzten freilich durch ihr halbnacktes Erscheinen alle Geseze des Anstandes, und man fühlte sich oft versucht, ihnen dieß durch einen Tritt mit dem Fuß zu verstehen zu geben, allein so wie man dieß that, dankten sie da nicht auf's demüthigste für die gerechte Strafe und boten sie nicht dem Züchtiger noch extra beide Backen zu neuen Streichen dar? Genug, dieses extatische und verrückt fanatische Auftreten der Jesuiten blieb nie ohne Wirkung, sondern es steckte vielmehr an, und bald liefen ihnen ganze Schaaren nach, die sich ebenfalls geißelten und ebenfalls brüllten: „Wehe der sündigen, wehe der großen sündigen Stadt!“

Dies waren die hauptsächlichsten Mittel, durch welche die Jesuiten in den katholischen Ländern Europas sich zu großer Macht emporzuschwingen wußten, und nachdem ich nun solches alles gehörig auseinandergesetzt, kann ich zu den näheren Einzelheiten übergehen.

I. Die Machtstellung der Jesuiten in Italien.

Der päpstliche Hof Pauls III. zu Rom gab der Gründung des Jesuitenordens, wie wir im ersten Buche schon gesehen haben, nur deswegen seine Zustimmung, weil Ignaz von Loyola versprach, daß sein und seiner Genossen ganzes Streben einzig und allein dahin gehen solle, die Rechte Seiner Heiligkeit zu vertheidigen und das allerwärts gesunkene Ansehen Roms wieder herzustellen. Ignaz von Loyola hielt Wort und deshalb erlangte auch seine Societät sowohl von Paul III. selbst, als auch von seinen unmittelbaren Nachfolgern die größten Begünstigungen. Ganz ebenso dachten und handelten die meisten

späteren Päpste, und wie hätten sie auch anders denken und handeln können, da die Söhne Loyola's fast ein ganzes Jahrhundert lang dem Versprechen ihres Stifters durchaus nachkamen oder wenigstens nachzukommen schienen? Oder wie? Wer vertheidigte z. B. selbst jene Anmaßungen und Mißbräuche des Papstthums, welche sogar von gut katholischen Geschichtschreibern als „auschweifend“ bezeichnet werden, mit größerem Eifer auf dem Tridentinischen Concile, als die Jesuiten Laynez, Salmeron und Couvillon? Wer bekämpfte dorten die von aller Welt einstimmig verlangten kirchlichen Reformzumuthungen, weil sie dem römischen Stuhle ein Gräuel waren, mit besserem Geschick, als nur allein sie und abermals sie? Wer war es, der auf dem Kongresse zu Boissy, sowie überhaupt an allen Orten, wo es galt, die unumschränkte päpstliche Allgewalt zu vertheidigen und dieselbe sogar über die allgemeinen Concilien selbst zu setzen — wer war es, der mit gleicher Energie, mit gleicher Beredsamkeit und mit gleichem Glücke kämpfte, wie die Mitglieder der Societät Jesu? Wenn es sich aber so verhielt, hätte man es nicht für eine gräßliche Undankbarkeit erklären müssen, wenn die Päpste nicht alles, was sie konnten, zum Emporkommen des Ordens und zur Vermehrung seiner Collegien, Seminarien, Residenzen, Noviziate und sonstigen Häuser gethan haben würden? Ja hätte man nicht die Päpste sogar tadeln müssen, wenn sie anders verfahren wären, indem sie sonst offenbar ihren eigenen Vortheil nicht verstanden? „Eine Hand wäscht die andere.“ ist ein altes Sprüchwort und nicht minder alt und wahr ist die Regel: „Leben und Lebenlassen.“ Beides, das Sprüchwort wie die Regel, wurde von den Päpsten befolgt, und so kam es denn, daß der Orden schon unter Pius V., der anno 1572 starb, in Rom fünf Häuser oder Etablissements besaß. Noch freigebiger erwies sich Papst Gregor XIII., der Nachfolger des vorhin genannten, denn er schenkte ihnen fünf und zwanzig Tonnen Goldes, damit sie sich noch ein herrlicheres Collegium, als sie schon besaßen, erbauen könnten, und durch sein Beispiel wurde eine Menge von Großen und Reichen veranlaßt, dem Orden ihre Gunst zuzuwenden. Kurz, es kam in wenigen Jahrzehnten so weit, daß die Jesuiten in ihrer „Provinz Rom“, welche den Kirchenstaat nebst Toscana umfaßte, ein Professhaus (in Rom selbst),

zwei Probefhäuser oder Noviziate (Rom und Florenz), sechs Residenzen, sowie nicht weniger als vier und dreißig Collegien nebst Seminarien besaßen, und in ziemlich gleichem Verhältniß standen die Besitzungen, welche sie in übrigen Italien erhielten. So zählte die „Provinz Mailand“ zwei Probefhäuser (Mailand und Genua), drei Noviziate (Genua, Arona und Chiara), sechzehn Collegien und sechs Residenzen; so die „Provinz Neapel“ ein Probefhaus (Neapel), zwei Noviziate (Neapel und Utri), eine Residenz und sechs und zwanzig Collegien; so die „Provinz Sicilien“ zwei Probefhäuser und zwei Noviziate (je zu Palermo und Messina), zehn Seminarien und zwölf Collegien; so endlich die „Provinz Sardinien oder Savoyen“ zwei Probefhäuser (Cassari und Cagliari), ein Noviziat (Cagliari) nebst sechs Collegien, und wer wird also nicht zugeben müssen, daß der Orden in Italien gar bald zu einer großen Macht gelangte?

Die Herren Patres ließen sich's aber auch nicht verbrießen, überall anzuklopfen, ob ihnen nicht aufgemacht würde, und wo es das erste Mal nicht ging, da kamen sie zum zweiten und dritten Male wieder. Insonderheit suchten sie auch auf die große Masse zu wirken, und es gelang ihnen dieß bei dem damals noch sehr unwissenden und abergläubischen, zugleich aber auch überaus stänlichen und leicht erregbaren Volk der Italiener, besonders der Unteritaliener, nur zu gut. So brachten sie zum Beispiel die Einwohner von Gaëta in eine ungeheure Aufregung, als sie mit ganz nacktem Oberkörper, von einigen Vermummten begleitet, die mit Dornen auf sie hineinschlügen, wie verzweiflungsvoll durch die Straßen rannten, und dabei mit kläglichem Schreien: „Thut Buße, thut Buße; die Hölle ist für die Sünder und das Paradies für die Auserwählten.“ So bildeten sie in Neapel aus den alleruntersten Klassen des Pöbels ganze Kompagnien von Geißlern und Geißlerinnen, an deren Spitze sie Stadt und Land durchzogen, und ich könnte dicke Bände voll schreiben von den Narrheiten und Unzuchtigkeiten, welche diese fanatischen Motten, vor allen der weibliche Theil derselben, begingen. Ich begnüge mich jedoch hier mit der bloßen Andeutung, da ich im dritten Buche speciell auf dieses Thema zu sprechen kommen werde; dagegen kann ich nicht umhin, ein paar Worte über die soge-

nannten Leichenmaskeraden, welche sie in Palermo und Messina aufführten, zu verlieren, denn sie ließen darin den Tod in Person auftreten, und erfüllten dadurch das Volk mit solch großem Schauer und Schrecken, daß nicht Wenige dem Wahnsinn nahe kamen. Man denke sich, um einen richtigen Begriff von diesen Maskeraden zu bekommen, eine breite Straße und in dieser Straße eine große Prozession, welche von vielen Tausenden begafft wird. An der Spitze der Prozession steht man einen nackten blutigen Körper, der mit dem Tode ringt und von einer Schaar Männer in langen Talaren auf einer offenen Bahre getragen wird. Auf beiden Seiten der Bahre, sowie unmittelbar hinter derselben gehen schöne Knaben in gestickten weißen Dalmatica's, mit Flügeln auf dem Rücken und jeder ein Kreuz in den Händen tragend. Sie stellen einen Chor von Engeln dar und singen mit ihren hellen Stimmen ein Concert, das man im Himmel selbst nicht schöner hören kann. Aber leider wird man in diesem Genusse auf's widerwärtigste dadurch gestört, daß eine große Schaar von häßlichen schwarzen Teufeln mit mächtigen Klauen und Schweifen sich wildtobend um die Engeln herumtummelt und dazu heult und flucht, daß es ein Graus ist. Auch schwingen die Teufel angezündete Pechfackeln, und deren stinkender Qualm verdichtet oft die Luft so sehr, daß man auf Augenblicke gar nichts sieht. Doch jetzt kommt erst die Hauptsache, nämlich der Tod auf einem ganz schwarzen Wagen, der von sechs Rappen mit schwarzen Flören gezogen wird. Er ist ganz gräßlich anzuschauen, dieser Tod, denn er wird durch ein bleifarbenes Skelett von solch riesigen Dimensionen dargestellt, daß sein Kopf bis über die obersten Fenster der Häuser hinausreicht. In der rechten Hand hält er eine kolossale Sense, und mit der linken schleppt er an einer langen Kette eine ganze Reihe heulender Gespenster nach sich, welche jedes Geschlecht, jedes Lebensalter und jede Klasse der Gesellschaft repräsentiren. Diese grauslichen und gräßlichen Gespenster aber stoßen von Zeit zu Zeit ein klägliches Jammergeschrei aus und die Verkümmungen ihrer Glieder beweisen die Höllequalen, welche sie auszu- stehen haben. Unbehindert übrigens von diesem Geschrei, als wäre er taub und stumm, und grimmig die Zähne fletschend, setzt der Tod seinen Weg fort, zum deutlichen Zeichen, daß

nichts ihn abhalten könne, alles Lebendige von der Erde wegzuhauen und sofort in den Abgrund der Hölle zu spediren. Deswegen ist es auch ganz umsonst, daß ein auf ihn folgender Chor von klagenden Psalmsingern die kläglichsten Weisen herausstöhnt, und in Folge dessen erreicht die Angst und das Entsetzen der Zuschauer, die keine Errettung von dem ewigen Verderben sehen, den höchsten Grad. Allein siehe da, jetzt erscheinen die Jesuiten; sie schauen ernst und feierlich, aber auch zugleich himmlisch-freundlich drein und über ihnen leucht'et, von vier kräftigen Laienbrüdern getragen, eine prachtvoll strahlende Sonne und von dieser Sonne geht das Licht der ewigen Seligkeit aus, so daß nun die schwer geängstigten Gemüther wieder leicht aufathmen, da sie wissen, an wen sie sich wegen der Gnadenspendung für die Ewigkeit zu wenden haben.

So groß nun aber auch die Macht war, welche die Jesuiten in Italien erlangten und so leicht es ihnen gewöhnlich wurde, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, so kam es doch auch vor, daß sie ein ihnen entgegenstehendes Hinderniß kaum zu besiegen vermochten, und derlei Hindernisse gab's seiner Zeit in Mailand, in Venedig, im Veltlin und in Savoyen. In Mailand dominirte als Erzbischof von 1566 bis 1584 Carlo, Graf von Borromeo, anerkanntermaßen einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, dessen Diöcese, so lange er lebte und wirkte, allen andern bischöflichen Sprengeln zum Muster hätte dienen können. Dieser Borromeo nun berief, in der Hoffnung, dadurch eine bessere Zucht und Ordnung in die von früher her stark gelockerte Kirchendisciplin zu bringen, die Jesuiten nach Mailand, nahm sofort einen aus ihrer Mitte zum Beichtvater, übergab ihnen drauf ein Seminarium, um eine großartige Erziehungsanstalt darin zu gründen, und überhäufte sie überhaupt so sehr mit Gunstbezeugungen jeder Art, daß er sogar im Begriff stand, ihnen die sämmtlichen Besitzungen des verwilderten Humiliatenordens, den er aufheben wollte, zu übergeben. Weil er aber das Reformiren der ausschweifend gewordenen Geistlichkeit, sowie besonders auch des Mönchtums gar zu eifrig trieb, ward er von den widerspenstigen Ruten-trägern beim Papste verklagt und zu gleicher Zeit verdächtigte man ihn auch beim spanischen Statthalter von Mailand (denn

die Lombardei gehörte damals zur Krone Spanien), als ob er in die königlichen Prerogative eingreife. Der Papst wie der Statthalter schritten gegen den, wie es schien, etwas zu eigenmächtigen Erzbischof ein und alle Welt glaubte, derselbe werde seinen Feinden unterliegen. Auch die Jesuiten, an deren Spitze der Pater Mazarini, der Rector ihres Collegiums zu Mailand, sich besonders auszeichnete, waren dieser Ansicht und gingen daher nicht nur alsobald mit fliegender Fahne in das Feldlager des spanischen Statthalters über, sondern schmähten auch sofort den Erzbischof, ihren bisherigen Wohltäter, in derselben Kirche, welche sie von ihm zum Geschenk erhalten hatten, auf die verläumberischste und giftigste Weise. Sie hatten sich aber verrechnet, wenn sie meinten, der Graf Borromeo müsse einem Andern Platz machen, denn er schlug alle gegen ihn vorgebrachten Anklagen und Verläumdungen siegreich zurück. Nun zitterten die Glenden, die noch so eben den Mund so voll genommen hatten, und besonders die Söhne Loyola's glaubten nicht anders, als daß der Erzbischof sie seinen vollen Grimm fühlen lassen werde. Dieser jedoch, ein Mann der christlichen Liebe, begnügte sich damit, ihnen ihre Kirche nebst Collegium zu nehmen und sie zwar allerdings aus der Stadt Mailand, nicht aber auch aus seinem übrigen, sehr ausgedehnten Sprengel zu verbannen. Es war dieß gewiß eine gelinde Strafe für solch Undankbare, als welche sich die Jesuiten erwiesen hatten, und die Letzteren hätten sich daher in Demuth bedanken sollen. Das thaten sie aber nicht, sondern sie meinten sich vielmehr durch eine List wieder in die Gunst Borromeo's setzen zu können, indem sie alles Vorgefallene nur allein dem Rector Mazarini zur Last legten. Demgemäß mißbilligte der damalige Ordensgeneral Claudio Aquaviva das Verfahren Mazarini's in einem eigenen Schreiben an den Erzbischof, untersagte dem Delinquenten das Predigen auf zwei Jahre und befahl ihm, sich dem beleidigten Borromeo demüthigst zu Füßen zu werfen. Der Rector gehorchte, wie sich von selbst versteht; allein der Erzbischof nahm deswegen sein Ausweisungsdecret doch nicht zurück und sein Neffe und Nachfolger, Graf Federico von Borromeo, der von 1595 bis 1631 den erzbischöflichen Stuhl von Mailand inne hatte, ging sogar noch weiter, denn mit seinem Regierungsantritt nahm er den Jesuiten

die Leitung auch derjenigen Kollegien und Seminarien ab, welche sie außerhalb Mailand in der Lombardei hatten und verbot Jedem, der sich in seinem Sprengel dem Priestertum widmen wollte, bei Strafe, der Weihe verlustig zu gehen, in einem Jesuitenkollegium zu studiren. Dabei blieb er, so lange er lebte und erst nach dem Jahre 1631 durften die Söhne Loyola's sich wieder im Mailändischen niederlassen.

Noch schlimmer erging es ihnen im Staate Venedig, einer Republik, welche sich in kirchlichen Dingen immer etwas freisinniger zeigte, als der römischen Priesterschaft lieb war, und allwo daher die Jesuiten sich schon sehr frühe niederließen, um durch ihren Einfluß einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Nun gefielen aber dem venetianischen Senate die jesuitischen Machinationen ganz und gar nicht, und er dekretirte also im Jahre 1603 ein Gesetz, nach welchem ohne Bewilligung der Regierung weder neue Kirchen und Klöster erbaut, noch neue Mönchsorden und Gesellschaften eingeführt werden dürften. Das war ein harter Schlag für die Römlinge und insbesondere für die Jesuiten, welche damals eben im Begriff waren, überall im Venetianischen sich häuslich niederzulassen; allein noch viel härter traf sie die zwei Jahre später promulgirte und offenbar auf sie gemünzte Verordnung: „daß es fortan keinem Unterthan der Republik Venedig erlaubt sein solle, durch Testamente, durch Verkauf oder auf noch andere Weise, ohne Vorwissen des Senats, unbewegliche Güter an die Geistlichen und Ordensleute zu vermachen, zu schenken oder zu veräußern, und zwar bei Strafe des Kerkers, der Verbannung und der Güterconfiscation.“ Das war eine offenbare Kriegserklärung gegen die Societät Jesu, und so nahm Claudio Aquaviva, ihr General, die Sache auch auf. Er eilte also mit seinem Freunde, dem Cardinal Bellarmin, zum Papst Paul V. und brachte diesen so in Harnisch, daß sofort ein Breve an den Senat zu Venedig erlassen wurde, in welchem der Papst unbedingte Aufhebung der beiden Gesetze von 1603 und 1605 verlangte. Der Senat berief sich auf sein Recht, allein Paul V. hörte in seiner Hitze auf keine Vernunftgründe und belegte anno 1606 die Republik Venedig ohne weiteres mit dem Interdicte, hoffend, daß nun, weil alle Kirchen sofort hätten geschlossen werden und aller Gottesdienst aufhören sollen, ein

allgemeiner Volksaufstand gegen den Senat losbrechen werde. Mit diesem Gedanken hatten ihm wenigstens Aquaviva und Bellarmin geschmeichelt; allein, wie sich sogleich zeigte, sehr mit Unrecht. Der venetianische Senat nämlich nahm den hingeworfenen Handschuh furchtlos auf und verbot nicht nur die Bekanntmachung der päpstlichen Bannbulle, sondern befahl auch der sämtlichen Klerisei, entweder den Gottesdienst wie bisher fortzusetzen, oder aber augenblicklich aus dem Gebiete der Republik zu scheiden. Alle Geistlichen und die sämtlichen Mönchsorden gehorchten; nur die Jesuiten weigerten sich dessen. Sie meinten, weil ihr Einfluß bisher so groß gewesen sei, durch Trotz zu siegen; doch der Senat blieb fest und erklärte ihnen, daß sie das Venetianische, wenn sie eine gewaltsame Entfernung vermeiden wollten, augenblicklich zu verlassen hätten. Jetzt blieb nichts übrig, als zu gehorchen, und sie zogen auch sofort mit den Kapuzinern, welche sie noch vor Thorschluß auf ihre Seite zu bringen wußten, in großer Prozession mit Voraustragung eines großen Kreuzifixes ab; ihre Erwartung aber, daß die Feierlichkeit dieses „Auszugs aus Aegypten“ die niederen Massen fanatisiren und wenigstens einen kleinen Auf- lauf hervorbringen werde, schlug ebenso fehl, als früher die Hoffnung des Papstes, denn das Volk, so massenhaft es auch herbeiströmte, um das Spektakel mitanzusehen, regte nicht nur keine Hand für sie, sondern rief ihnen sogar noch Verwünschungen nach. Nach ihrem Abzug confiscirte der Senat ihre Häuser und nun machte man ganz sonderbare Entdeckungen. Sie hatten nämlich außer ihren Reichthümern an Gold und Silber zwar allerdings auch den größten Theil ihrer Bücher und schriftlichen Sachen in aller Eile zu dem spanischen Gesandten, so wie zu einigen andern geheimen Freunden geflüchtet; allein man fand der Briefe doch noch übrig genug, um daraus zu ersehen, wie sie den zeitlichen Dingen sich viel mehr gewidmet hatten, als den himmlischen, und namentlich steigerte sich der Verdacht, daß sie es mit dem spanischen Hofe, der schon längst nach dem Besitze Venedigs strebte, gehalten hätten, zur Gewißheit. Ueberdem wurde es nun vielen der Herren Senatoren klar, warum der Orden die Wohlgestalteten unter seinen Mitgliedern gerade nach Venedig gesandt habe, denn manche der zurückgebliebenen Episteln rührte von weiblicher Hand her

und ihr Inhalt zeugte nicht gerade für die Unschuld der venetianischen Hausfrauen. Dazu kam dann noch, daß die Vertriebenen, um ihrem Zorne Luft zu machen, in Bologna, Ferrara, Mantua, Bari, Palermo und andern Orten auf's heftigste wider die Republik predigten, daß sie an den Höfen zu Madrid und Prag allem aufboten, um den König Philipp III. und den Kaiser Rudolph II. zum Krieg gegen Venedig aufzustacheln, sowie endlich, daß sie verkleidet ins Venetianische eindrangen und überall es versuchten, Meutereien gegen die Regierung zu erregen. Kurz, es stellte sich bis zur unwiderleglichsten Evidenz heraus, daß die Jesuiten höchst gefährliche Feinde der Republik Venedig seien, und somit faßte der Senat unterm 14. Juli 1606 einstimmig den Beschluß, sie für immer und ewig aus dem Venetianischen zu verbannen. Ja, nicht genug an dem, sondern es wurde noch der ebenfalls einstimmige Besatz gemacht, daß die Regierung niemals Vorschläge zu ihrer Wiederaufnahme auch nur anhören dürfe, außer wenn von den hundert und achtzig Senatoren fünf Sechstheile dafür stimmten, und überdem wurde Jedermann in den Venetianischen Staaten, weß Standes oder Geschlechtes er auch sein möge, bei schwerer Geldstrafe, Verbannung oder Galeere verboten, einen Briefwechsel oder sonstigen Verkehr mit den Söhnen Loyola's zu unterhalten. Dabei blieb es auch, trotzdem der Papst sich schon kurze Zeit darauf anbot, das Interdikt aufzuheben, sobald die Jesuiten wieder zugelassen würden. Im Gegentheil verwarf der Senat letztere Bedingung durchweg und am Ende sah sich Paul V., von Frankreich, dem Verbündeten Venedigs, gedrängt und von Spaniens König, dem Freunde der Jesuiten, im Stich gelassen, in die Nothwendigkeit versetzt, mit Venedig unter Aufopferung der Söhne Loyola's Frieden zu schließen. Nun versuchten es letztere auf andere Weise und boten anno 1612 dem venetianischen Senat unter der Hand für die Zurücknahme des Verbannungsdecrets die für jene Zeit ungeheure Summe von fünfmalhunderttausend Dukaten, allein die Nobilis benahmen sich als wirkliche Eule und wiesen den Bestechungsversuch mit Verachtung zurück.

Ganz dasselbe Loos, das ihnen im Venetianischen zu Theil wurde, hatten sie schon früher im Beltlin, einem Theile Graubündens, erfahren. Dort nämlich brachten sie anno 1560

einen sehr reichen und angesehenen, aber zugleich altersschwachen und beinahe kindischen Greis, Namens Anton Quadrius, der in Ponte, dem Hauptflecken des Ländchens, seinen Wohnsitz hatte, so weit, daß er ihnen sein ganzes Vermögen vermachte, um damit ein Collegium zu gründen. Allein dessen rechtmäßige Erben wurden sofort beim Landeshauptmann klagbar, und dieser befahl den Schwarzröcken, sowohl Ponte als das ganze Veltlin zu räumen. Nun wandten sich die Jesuiten an den Bundestag von Graubünden, der im Jahre 1561 in Chur zusammentrat, und brachten es zugleich so weit, daß die mächtigsten Kronenträger der katholischen Christenheit sich brieflich für sie verwandten. Doch die Graubündner, als freie Republikaner, gaben nicht viel auf die Rathschläge gekrönter Häupter und faßten nach genauer Prüfung sofort in öffentlicher Sitzung den einstimmigen Beschluß, daß die Jesuiten „als Feinde des Evangeliums und unruhige Köpfe, sowie auch als Priester, die mehr dazu geeignet seien, die Jugend zu verderben, als solche zu unterrichten“, das Territorium von Graubünden für immer zu meiden hätten. Ganz auf dieselbe Weise erklärten sich auch fünfzig Jahre später, anno 1610, die Nachbarn der Graubündner, die Walliser, und somit schlugen die Versuche der Jesuiten, über Wallis in's Veltlin einzudringen, ebenfalls fehl. Um so wüthender aber wurden diese letzteren über den Mann, durch dessen Veredtsamkeit solches Resultat hauptsächlich zu Stande kam, nämlich über den Bartholomä Mett, einen höchst angesehenen Bürger von Leugl, und da derselbe schon das Jahr darauf unter den deutlichsten Symptomen der Vergiftung starb, so ward allgemein angenommen, daß ihm dieses Gift von Niemanden gereicht worden sei, als von einem verkleideten Loyaliten.

Ganz anders als in den bisher genannten Theilen Italiens traten die Jesuiten in Savoyen auf. Hierher nämlich hatten sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht wenige Protestanten aus andern Ländern, in welchen man sie ihres Glaubens wegen verfolgte, zurückgezogen, indem sie hofften, daß sie in den tiefen, stillen Alpenhälern, die so zu sagen ganz von der übrigen Welt abgeschnitten waren, ungestört und unbeirrt

würden leben können. An sie schlossen sich jene Reste der Waldenser an, welche schon seit ein paar Jahrhunderten ihre Heimat hier und in dem nahen Piemont hatten, und die Folge war, daß sich die letzteren, in deren Glauben ohnehin schon viel Protestantisches lag, vollends ganz zur reformirten Kirche bekamen. Das war aber natürlich nicht nach dem Geschmack der katholischen Priesterschaft, und der damalige Herzog Philibert Emanuel wurde daher auf's dringendste angegangen, solchem Umsichgreifen der Kezerei in dem sonst durchaus katholischen Lande mit Gewalt entgegenzutreten. Insonderlich schroff trat der Dominikaner Thomas Giacomello auf und derselbe ließ nicht nach, als bis „zum abschreckenden Beispiel“ eine Anzahl Reformirter verbrannt oder auf die Galeere geschmiedet wurde. Doch nun drohten die Protestanten in ihrer großen Mehrheit zu den Waffen zu greifen, und um solchem vorzubeugen, wandte sich der Herzog an den Papst Pius IV. mit der Frage, ob nicht dem ganzen Streite am besten durch ein Religionsgespräch abgeholfen würde. „Nein“, erwiderte der Papst, dessen Sache durch öffentliche religiöse Disputationen noch nie etwas gewonnen hatte; „nein, ein Religionsgespräch dürfe nicht stattfinden, sondern er werde Theologen senden, um die Unwissenden im wahren Glauben zu unterrichten. Uebrigens“, fügte er am Schlusse seines noch vorhandenen Schreibens hinzu, „wisse man kein Beispiel, daß je etwas mit Gelindigkeit sei ausgerichtet worden; wohl aber habe die Erfahrung bestätigt, daß das beste Bekehrungsmittel in den Händen der Justiz und, wenn diese zu schwach sei, im militärischen Zwang liege.“ Und wer waren nun die Theologen, welche Pius IV. nach Savoyen abordnete? Ei — er selbst sandte keine, sondern er beauftragte den Jesuitengeneral Laynez mit der Sache und dieser ließ sofort den durch diese Mission so berüchtigt gewordenen Pater Anton Possevin an den Herzoglichen Hof abgehen, um mit Philibert Emanuel wegen Errichtung von einigen jesuitischen Collegien zu unterhandeln. Das war aber nur der eine Theil seiner Aufgabe und der andere, viel wichtigere bestand darin, den Beherrscher Savoyens dazu zu bewegen, daß er dem Kezertum in seinen Landen durch Vertilgung der Kezler für immer und ewig ein gründliches Ende mache. Possevin fand sich in dem Herzog bald

zurecht und verstand es insbesondere, den durch die lange Zeit, die er als General Karl's V. und Philipp's II. im Felde zugebracht, sehr herrisch gewordenen und namentlich auch ziemlich verwilderten Fürsten so ausgezeichnet zu behandeln, daß derselbe, obwohl ohne sich dessen bewußt zu sein, alles that, was der Jesuit haben wollte. Vor allem drang letzterer damit durch, daß Philibert Emanuel die Errichtung von zwei Collegien gestattete. Possévin hielt dieß für unumgänglich nothwendig, um noch eine beliebige Anzahl von Genossen in's Land rufen zu können, und den Einwand des Herzogs, daß seine Staaten zu arm seien, um zu Gunsten der Gesellschaft Jesu Stiftungen machen zu können, beseitigte er dadurch, daß er erklärte, seine Societät begnüge sich mit den Gütern, welche man den Kettern confisciren werde. Nun aber die Jesuitenpatres förmlich in Savoyen installirt waren, gingen sie daran, ihr Versprechen der Ketzerbekehrung in Ausführung zu bringen, und in der That — eine ganz eigenthümliche Art von Bekehrung war es, die sie in Anwendung brachten. Pater Possévin nämlich und seine Mitpatres durchstrichen in einfacher bürgerlicher Kleidung das ganze Land und drangen namentlich in alle abgelegenen Gebirgsthäler ein, in denen sie reformirte Gemeinden witterten. Hatten sie aber eine solche aufgefunden, so hüteten sie sich wohl, sich den Leuten zu erkennen zu geben, oder gar durch's Predigen des römisch-katholischen Glaubens einen Bekehrungsversuch mit ihnen anzustellen. Nein, sie eilten vielmehr in ihre Standquartiere zurück, um sich einen Succurs von einigen tausend Mann Soldaten zu holen und, wenn sie dann mit diesen wieder in die einsamen Gebirgsthäler retournirten, dann — ja, dann gnade Gott den armen Reformirten! Doch — wie kamen sie zu den Soldaten? Auf die einfachste Weise von der Welt, denn nachdem Possévin's Beredsamkeit den Herzog, wie zum voraus beabsichtigt war, davon überzeugt hatte, daß ein katholischer Fürst seine eigene Ehre besudle, wenn er eine Horde von elenden Kettern in seinen Landen dulde, sowie daß die einzige wirksame Bekehrung in der Anwendung von Gewalt liege, verstand es sich gewissermaßen von selbst, daß von demselben eine größere Truppenmacht angeworben wurde, um die Bemühungen der Jesuiten zu

unterstützen. Auch ließ sich Philibert Emanuel um so gerner dazu herbei, als der Papst ihm einen bedeutenden Geldbeitrag zur Unterhaltung dieser kleinen Glaubensarmee bewilligte, und überdem mußte ein Fürst seines Charakters nicht glauben, im vollkommensten Rechte zu sein, wenn er Unterthanen, die seiner Aufforderung, den Glauben des Landesherrn öffentlich zu bekennen, nicht nachkamen, als Rebellen und Auführer züchtigte? Genug also — die Ketzer wurden unter Anführung der Jesuiten von den Soldaten zu Paaren getrieben und es kam in Folge dessen eine Zeit des Elends und des Jammers über Savoyen, welche näher zu beschreiben die Feder sich sträubt. So überfiel z. B. Possévin an der Spitze von zweitausend Mann den Flecken St. Germain im Thal der Perouse und ließ die sämtliche männliche Einwohnerschaft, trotzdem sie sich nicht zur Wehre setzte, die Spitze des Schwertes kosten; die zwei reformirten Geistlichen aber, die man dort fand, wurden bei langsamem Feuer gebraten, zu welchem die Weiber und Mädchen, durch Lanzenstiche angetrieben, das Holz herbeitragen mußten. Ganz das gleiche Schicksal hatten noch viele Duzende von reformirten Gemeinden und allüberall, selbst in den abgelegensten Gehöften wüthete das Schwert oder loberten die Scheiterhaufen. Da endlich, als sie sahen, daß es auf nichts anderes, als ihre Vernichtung abgesehen sei, erhoben sich die Reformirten zumal in allen Theilen des Landes und leisteten, einmützig zu den Waffen greifend, den Glaubenssoldaten einen tapferen Widerstand. Bald erfochten sie sogar kleine Siege, und da es ihnen ein Leichtes war, sich in ihren Thalschluchten fest zu verschanzen, so sungen die savoyischen Truppen nach und nach an, in ihrem Anstürmen zu erlahmen. Nun griff Possévin, der ganz wüthend darüber wurde, daß ihm der Sieg, dessen er schon gewiß zu sein glaubte, schließlich noch aus den Händen gewunden werden solle, zur List und bot den Ketzern im Namen des Herzogs freie Religionsübung an, sobald sie die Waffen niederlegen und sechzehntausend Goldthaler Sühngeld zahlen würden. Die Reformirten gingen darauf ein und der Vertrag wurde unterzeichnet; allein so wie das Geld gezahlt und die Waffen abgeliefert waren, lachte man den armen Getäuschten ins Gesicht und die Jesuiten begannen ihre bluz-

tigen Befehlungen von neuem. Uebermals drangen sie an der Spitze von rohen Soldatenhaufen in die Gebirgsthäler ein; abermals wütheten sie mit Lanze und Schwert und abermals wurden alle kezerischen Geistlichen, sowie überhaupt die Angesehenen und Reicheren unter dem armen Volke dem Scheiterhaufen überliefert. Nun jedoch erwachte der Grimm der so niederträchtig Betrogenen mit furchtbarer Gewalt, und nachdem sie sich von neuem Waffen verschafft, brachten sie der herzoglichen Armee im Mai des Jahrs 1561 eine so entscheidende Niederlage bei, daß Philibert Emanuel mit Nothwendigkeit an den Frieden denken mußte. Seine Finanzen waren erschöpft, denn die nun seit zwei Jahren auf den Beinen erhaltene Armee kostete schwer Geld und der Papst hatte längst aufgehört, Baarzuschüsse zu machen — mit welchen Mitteln sollte er also, nachdem seine Truppen aufgerieben worden, ein neues Heer anwerben? Ueberdem mußte es ihm nicht längst klar geworden sein, daß er, wenn er die in seinen Landen ansässigen Kezer bekriegte, seine eigenen Unterthanen erschlug und daß er, wenn er die Jesuiten mit den confiscirten Gütern der Erschlagenen bereicherte, seine eigenen Staaten der Verarmung Preis gab? Nein — des Bluts war nur genug geflossen und des Jammers mehr als genug verbreitet; darum entließ Philibert Emanuel sofort den Pater Possavin nebst seinen Genossen und schloß am 5. Juni 1561 mit seinen protestantischen Unterthanen einen Vergleich ab, worin er ihnen die freie Ausübung ihrer Religion nebst der theilweisen Zurückgabe ihres confiscirten Eigenthums zusagte, während sie dagegen versprachen, in allen ihren Gemeinden auch die römisch-katholische Religion zu dulden, doch so, daß nie und nimmer irgendwer von ihnen mit Gewalt zur Annahme dieses Cultus gezwungen werden dürfe. Von da an hatte das Land Frieden und die Bürger lebten wieder in Eintracht mit einander; aber freilich nur so lange, bis hundert Jahre später, zu den Zeiten Ludwig's XIV., wie wir später sehen werden, die Jesuiten abermals kamen und die Zeiten des eben geschilderten Glends wiederkehren machten.